

Zur Einführung für die Wissenschaftsgeschichte

Carsten Reinhardt

Hans-Jörg Rheinberger 2007 [2013]: *Historische Epistemologie zur Einführung*. Hamburg: Junius, broch., 160 S., 12,90 €, ISBN-13: 978-3-88506-636-1.

Martin Carrier [2006] 2011: *Wissenschaftstheorie zur Einführung*. Hamburg: Junius, broch., 192 S., 13,90 €, ISBN-13: 978-3-88506-653-8.

Alfred Nordmann 2008: *Technikphilosophie zur Einführung*. Hamburg: Junius, broch., 184 S., 13,90 €, ISBN-13: 978-3-88506-657-6.

Jakob Tanner [2004] 2008: *Historische Anthropologie zur Einführung*. Hamburg: Junius, broch., 240 S., 14,90 €, ISBN-13: 978-3-88506-601-9.

Zur Einführung, so sind die Bände der von Michael Hagner, Dieter Thomä und Cornelia Vismann (†) herausgegebenen Reihe untertitelt, wobei die Herausgeber betonen, dass „Vermittlung [...] nicht Verwässerung, Repräsentativität nicht Vollständigkeit“ bedeutet. Diesem Anspruch werden die vier hier besprochenen Einführungen in die Historische Epistemologie, die Wissenschaftstheorie, die Technikphilosophie und die Historische Anthropologie gerecht. Setzen die Autoren doch Schwerpunkte und vertreten besondere Perspektiven, schreiben dabei oft voraussetzungsvoll und ansprechend in dem Sinne, dass sie zum Weiterlesen und zum Diskutieren anregen. Dementsprechend sind die Einführungen dieser Reihe in der Tat, wie die Einleitung der Herausgeber es nahelegt, für Leserinnen und Leser geschrieben, die „klassische Fragen in neuem Licht und neue Forschungsfelder in gültiger Form dargestellt sehen“ wollen. Demgemäß auch können die Bände sicher der Vorbereitung der Dozentinnen und Dozenten dienen, die sich einen Einstieg

und einen Überblick verschaffen wollen, eventuell um eigene Lehrveranstaltungen vorzubereiten. Auch könnten sie ein Lehrbuch für einen Kurs darstellen, indem sie die Texte erschließen, die im Seminar behandelt werden, schließlich sind drei dieser vier Texte aus Seminaren hervorgegangen, die die Autoren gehalten haben. Aber in welcher Form können sie in Lehrveranstaltungen dienen, die keines der Gebiete spezifisch erfassen sollen? Was, wenn der/die Lehrende sie nicht nur als eigenes Hintergrundwissen zugrundelegen, sondern den Studierenden direkt bereitstellen möchte? Welches Wissen und welche Informationen halten sie für Studierende der Wissenschaftsgeschichte bereit, welchen Nutzen haben sie für Einführungen in unser Fachgebiet? Denn bis auf eines behandeln sie Rand- und Nachbargebiete der Wissenschaftsgeschichte. Bevor ich mich diesen Fragen zuwende, sollen die Strukturen und Inhalte der vier Bände kurz vorgestellt werden, wobei dem ersten Band etwas mehr Raum gegeben wird, da er stärker als die anderen drei Bände Kernbereiche der Historischen Wissenschaftsforschung betrifft.

Hans-Jörg Rheinbergers Einführung in die Historische Epistemologie von 2007, die 2013 in zweiter Auflage erschien, wurde in zwei Seminaren an der TU Berlin erprobt und versteht sich als „Parcours“, der exemplarisch in die Thematik einführen soll. Dabei geht Rheinberger davon aus, dass die „Historisierung der Epistemologie den entscheidenden Beitrag des vergangenen Jahrhunderts zur Transformation der Philosophie der Wissenschaften darstellt“ (S. 10). Diesen programmatischen Anspruch löst Rheinberger unter der Prämisse einer ganz bestimmten Definition von Epistemologie ein: die „Reflexion auf die historischen Bedingungen, *unter* denen, und die Mittel, *mit* denen Dinge zu Objekten des Wissens gemacht werden“ (Hervorhebung im Original, S. 11). Damit setzt Rheinberger die historische Dimension der Epistemologie voraus, engt zugleich ihren überzeitlichen Gültigkeitsanspruch ein und nimmt einer in diesem Sinne verstandenen Erkenntnistheorie den normativen Anspruch. Es handelt sich hier also um den Versuch, eine integrierte Wissenschaftsgeschichte und -philosophie zu propagieren, die ihren Ausgangspunkt nicht in der Kooperation zweier separierter Fachgebiete, sondern in homogener Gegenstands- und Methodenfassung findet. Dazu wendet Rheinberger selbst eine geradezu klassische Methode an, nämlich die Bildung einer Tradition, beziehungsweise einer Geschichte der Historischen Epistemologie, die sich von der Lektüre bestimmter Texte herleitet.

Den Ausgang dieser Tradition sieht Rheinberger in den Wissenschaftlern des Fin de Siècle, vor allem bei dem Berliner Physiologen Emil Du Bois-Reymond. Obwohl einem mechanistischen Erklärungsideal verpflichtet, hätte dieser eine agnostische Haltung in Bezug auf den Gang der Wissenschaften provoziert, als er in seiner berühmten Rede „Über die Grenzen des Naturerkenntens“ den Startschuss für eine Entwicklung gab, die für Rheinberger zum Konventionalismus eines Henri Poincaré und eines Pierre Duhem führen sollte. In diesem Kapitel führt Rheinberger Ansichten dieser beiden mit denen

von Émile Boutroux, Ernst Mach, Wilhelm Dilthey und Otto Neurath zusammen, wobei hier oft überraschende Einsichten gelingen und Querbeziehungen aufgezeigt werden. Auch in den folgenden, chronologisch geordneten Kapiteln lässt Rheinberger die von ihm ausgewählten Autoren sprechen, setzt sie miteinander in den Dialog und hält sich dabei selbst weitgehend im Hintergrund. In diesem Sinn bringt er im zweiten Kapitel Ludwik Fleck und Gaston Bachelard zusammen, wobei Rheinberger die „technische Verfasstheit“ (S. 36) der von Fleck und Bachelard thematisierten Wissenschaften heraushebt. Dieses Element zieht sich durch das ganze Buch, neben dem Grundmotiv, wonach Wissenschaft es vermag, Unvorwegnehmbares hervorzubringen und zu fassen. Nächst der technischen und einer derart produktiven (oft als Evolution gefassten) Komponente macht Rheinberger, wieder durch die Schriften seiner Protagonisten Bachelard und Fleck, die soziale Verfasstheit als zentrales Moment der modernen Wissenschaften aus. Im zweiten der Zwischenkriegszeit gewidmeten Kapitel geht es in einem Parforceritt von Karl Popper über Edmund Husserl und Martin Heidegger bis zu Ernst Cassirer, und ein ähnlich komplex strukturiertes Nachkriegskapitel wendet sich Alexandre Koyré, Thomas Kuhn, Stephen Toulmin und Paul Feyerabend zu. In diesen beiden Kapiteln gelingt es Rheinberger vor allem, die Randbedingungen der Entstehung einer Historischen Epistemologie in seinem Sinne zu vermitteln, eine Entstehung, der er sich im Kapitel über die „sechziger Jahre in Frankreich“ mit Georges Canguilhem, Michel Foucault, Louis Althusser und Jacques Derrida methodisch wieder direkter zuwendet. Die anthropologische Praxis der Darstellung mit Ian Hacking und die anthropologischen Methoden der Wissenschaftsforschung mit Bruno Latour sind Themen des Schlusskapitels, das mit der „Schließung“ wissenschaftlicher Kontroversen mittels Ansätzen des *strong programme* und der Erschließung wissenschaftlicher Neuerungen (hier nennt Rheinberger neben Andrew Pickering das einzige Mal sich selbst) endet. Hier findet auch der „Parcours“, den Rheinberger meist von Außenseitern geprägt sieht, und den er selbst keinesfalls vereinheitlichen möchte, seinen Abschluss. Wie deutlich wurde, ist es ein langer und komplexer Gang der Historischen Epistemologie, der sich ohne die Lektüre zumindest einiger der vorgestellten Texte nicht vollständig erschließt. Auch die Herausarbeitung der Stellung Rheinbergers bedarf dabei der Interpretation, vertritt er diese doch meist durch die Wahl der Anordnung und Bezüge der vorgestellten Autoren. Der Band vermag es aber, eine bestimmte Sicht auf diese Autoren zu entwickeln, eine Sicht, der man sich (so wohl die Intention Rheinbergers, bei all seiner Wertschätzung des Pluralismus) nicht mehr völlig entziehen können. Hier liegt auch der eigentliche didaktische, geradezu denkstilbildende Wert dieser Einführung.

Mit einem ähnlichen Grundanliegen, nämlich der Frage nach der Vermittelbarkeit von Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsgeschichte, befasst sich Martin Carrier in seiner Einführung in die Wissenschaftstheorie

(wobei Carrier die Wissenschaftssoziologie, die bei Rheinberger keine explizite Rolle spielt, miteinbezieht). Anders als Rheinberger sieht Carrier die Entwicklung zwar als konvergierend, aber nicht als homogenisierend an. Für Carrier bleiben Wissenschaftsphilosophie, -geschichte und -soziologie eng verbundene, aber von ihren Zielen und Methoden doch auch getrennte Felder. Verbunden sind sie vor allem durch die Problematik angewandter Forschung, die im ausgehenden 20. Jahrhundert immer virulenter wurde und deren Erklärung die Interaktion der drei Fächer erfordert. Für die Wissenschaftsphilosophie hält er, trotz der doppelten Herausforderung durch die Partnerfächer und die Problematik epistemischer Defizite der angewandten, kommerzialisierten Forschung, an ihrem normativen Anspruch fest. Dem entspricht auch das Kernthema seiner Einführung: die Lehre der Bestätigungen wissenschaftlicher Hypothesen und Theorien. Welche philosophischen Gründe gibt es für den Geltungsanspruch wissenschaftlichen Wissens? So lautet die Grundfrage des Bandes.

Dieser Grundfrage geht Carrier systematisch nach, wobei er mit einem historischen Exkurs über Bacon, Mill und Duhem beginnt und die Problematik dann auffächert. Eine besondere Rolle spielt die Unterbestimmtheit wissenschaftlicher Theorien durch empirische Daten und folglich sind die philosophischen Methoden in seiner Darstellung zentral, die es erlauben, sichere theoretische Aussagen zu treffen. Carrier wendet sich dieser nicht vollständig lösbaren Frage ganz prinzipiell zu, bevor er sich in einem historisch geprägten Intermezzo (Kapitel 5) dem Theorienwandel widmet und auf die neue Herausforderung durch den Erfolg der Wissenschaft für die Lösung technischer und zunehmend auch gesellschaftlicher Probleme eingeht. Die schon für die sogenannte reine Wissenschaft mühsame Suche nach der letztgültigen Bestätigung wissenschaftlicher Theorien wird nun vollends unmöglich. Denn die technischen, politischen, wirtschaftlichen und ethischen Einflussgrößen erlauben eine rein epistemologische Beurteilung nicht. Dadurch wird es für Carrier notwendig, epistemische mit ethischen und sozialen Werten zu kontrastieren und die soziale Verantwortung auch für das Erkenntnistreben ernst zu nehmen. Darüber hinaus stellt der Band eine systematische und klare Einführung in die Kernthematik der Wissenschaftstheorie dar, auch wenn der Akzent auf den Bezügen zu soziologischen und historischen Methoden und Ergebnissen liegt.

Auch Alfred Nordmanns 2008 erschienener Band führt in ein systematisches Feld ein, und zwar in die Technikphilosophie. Nach Nordmann könne und müsse die Technikphilosophie die komplette Philosophie erfassen, stellen sich in diesem neuen Gebiet doch fast alle Grundfragen der philosophischen Teilgebiete, von der Erkenntnistheorie über die Natur-, Geschichts- und Wissenschaftsphilosophie bis zur Ethik und politischen Philosophie. Dabei hinterfragt der Autor vor allem den Begriff der Technik selbst, den er als „Reflexionsbegriff“ versteht und als Sollenfrage begreift (S. 29).

Technikphilosophie ist also Philosophie in (fast) allen Schattierungen unter den Bedingungen der technisch gemachten Welt. In vier großen Kapiteln stellt sich Nordmann der Herausforderung, eine solche Philosophie der technisch konstruierten Wirklichkeit zu formulieren. Dabei geht er, wie Carrier, systematisch vor; die einzelnen Kapitel thematisieren das Mensch-Technik-Verhältnis, die Beziehungen von Natur und Technik, von Technik und Geschichte sowie von Technik und Wissen. Gleichzeitig argumentiert er mit für ihn zentralen Autoren, von Heidegger und Arendt über Foucault und Latour bis zu Habermas und Marcuse, um nur einige zu nennen. Es handelt sich hier also wie bei Rheinberger um eine spezifische Sichtweise auf die jeweils rezipierte Literatur. Vor allem aber sind Nordmanns Beispiele zentral, denn er benutzt sie nicht zur Illustration oder Verdeutlichung, sondern entwickelt seine Thesen an der silbernen Opferschale Heideggers, dem Berliner Schlüssel Latours oder Haraways Krebsmaus. Der Band schließt mit einem Ausblick auf eine zu entwickelnde Technikethik.

Jakob Tanners Einführung in die Historische Anthropologie ist, soweit mir bekannt, als einziger der hier vorgestellten Bände nicht einem konkreten Lehrzusammenhang entwachsen, sondern verdankt sich der „interdisziplinären Herausforderung“ des Berliner Wissenschaftskollegs (S. 198). Ähnlich den anderen versucht er, sein Feld zu etablieren, und auch er setzt dafür gleichermaßen Textinterpretation im Sinne einer historischen Traditionsbildung und systematische Zugänge ein. Tanner trennt diese Bereiche aber in verschiedene Kapitel auf, wobei je etwa die Hälfte des Bandes auf einen Zugang entfällt. Für Tanner sind die Grundfragen der Historischen Anthropologie erstens die nach dem „Wandel von Menschenbildern“, zweitens die nach „sozialen Praktiken und symbolischen Formen“ und drittens die nach der „Geschichtlichkeit der Natur“ (S. 21). Anders als die Philosophen Carrier und Nordmann sieht der Historiker Tanner dabei keine Antworten aufscheinen, sondern stellt – eher übereinstimmend mit dem Wissenschaftshistoriker Rheinberger – Problemereiche dar, die mit den Methoden der Historischen Anthropologie deutlich und eventuell auch lösbar werden. So gesehen, ist sein Band mehr ein Aufriss der Möglichkeiten seines Themengebiets. Dennoch bekommt man einen guten Überblick über das bisher Geleistete, die historischen Hintergründe und die generelle Entwicklung dieses Spezialgebietes. Tanner legt hier, neben den klassischen historiographischen Richtungen (Stichwort: Mikro- und Makrogeschichte) Schwerpunkte auf die Herausforderung historischer Ansätze durch die heutige naturwissenschaftliche Forschung (unter anderem Neurowissenschaften, Soziobiologie) und das Unterlaufen der Natur-Kultur-Dichotomie im Rahmen einer symmetrischen Anthropologie im Sinne Latours und Callons.

Viele der in diesen vier Bänden verhandelten Fragen sind auch Kernfragen der Wissenschaftsgeschichte beziehungsweise der Historischen Wissenschaftsforschung. Dazu zählen das Verhältnis von Wissen(schaft) und

Technik, die Natur-Kultur-Dichotomie der modernen Welt, die Frage nach dem Verhältnis von natürlichem und geschichtlichem Werden, die These eines Epochenbruchs Vormoderne/Moderne gerade im Licht der gesellschaftlichen Rolle von Wissenschaft und Technik, und schließlich auch die Frage nach der Begründung gesicherten Wissens. Manche der behandelten Autoren wie Heidegger, Foucault, Latour tauchen in fast allen Bänden auf, so dass Querbeziehungen sichtbar werden. Diese sind aber zu wenig ausgeprägt, um die Bände systematisch als Gerüst für einen Kursteil der Wissenschaftsgeschichte heranziehen zu können. Die von den Reihenherausgebern betonte und von den Autoren auch gelieferte spezifische Perspektive auf das Thema in die wissenschaftshistorische Lehre einzubauen, ist anspruchsvoll. Denn zur Einordnung dieser Standortgebundenheit müssten weitere Texte oder andere Einführungen gelesen und verglichen werden, dafür dürfte das Zeitbudget eines Seminars aber kaum ausreichen. Demnach böte es sich an, die Bände als Einführungen in wichtige Nachbargelände und Einzelaspekte der Wissenschaftsgeschichte heranzuziehen und dabei zu betonen, dass sie das jeweilige Themenfeld exemplarisch und nicht umfassend darstellen. Sehr nützlich ist auch die von allen Autoren etwas unterschiedlich gehandhabte Verwendung klassischer Texte. Hier kann man sehen und lernen, wie (Fach-) Geschichte eingesetzt werden kann, um Standpunkte herauszuarbeiten und zu untermauern.

Exemplarisch sind die Bände für ihre jeweiligen Themenfelder auch insofern, als sie sämtlich Fragen einer interdisziplinären Wissenschaftsforschung in den Mittelpunkt ihrer Darstellung rücken. In diesem Sinne sind sie Grenzgänger, und dies macht wohl ihr eigentliches Potential für die Lehre in der Wissenschaftsgeschichte aus. Neben den oben genannten Fragestellungen gehören dazu auch Metafragen, wie die nach dem Verhältnis von Geschichte und Philosophie, beziehungsweise Geschichte und Anthropologie, die von allen Autoren explizit und implizit verhandelt werden. Damit können Probleme der Interdisziplinarität deutlich gemacht und diskutiert werden. Welcher der Ansätze eignet sich besser für eine Integration in das wissenschaftshistorische Tagesgeschäft, welcher weniger? Worin besteht umgekehrt unser eigenes Grenzgängertum und in welcher Form sollten wir unser Gebiet einfühend behandeln, um ähnliche interdisziplinäre Effekte zu erreichen?

Schön wäre es, wenn am Ende einer kombinierten Lektüre die Einsicht stünde, dass es sich nicht mehr um benachbarte Disziplinen im traditionellen Sinn handelt, sondern um Felder, die mit nur etwas anderen Methoden und vor dem Hintergrund etwas unterschiedlicher Traditionen die Fragen beantworten wollen, die auch wir uns stellen. Noch schöner wäre es natürlich, wenn wir uns dies gleich gemeinsam vornehmen könnten.

Carsten Reinhardt
Abteilung Geschichtswissenschaft
Fakultät für Geschichtswissenschaft,
Philosophie und Theologie
Universität Bielefeld
Postfach 100131
33501 Bielefeld
Germany
E-Mail: carsten.reinhardt@uni-bielefeld.de